

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

VIII. Vaterländische Literatur der Geschichte von 1825 und 1826

[urn:nbn:de:bsz:31-333689](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-333689)

VIII.

Vaterländische Literatur der Geschichte

von 1825 und 1826.

1. Zur Geschichte von Radolfzell und der Gegend.

Geschichte der Stadt Radolfzell, aus handschriftlichen und andern zuverlässigen Quellen bearbeitet, nebst Erläuterungen und Urkunden von K. Walchner. Freiburg 1825. XX. und 316 S. in gr. 8.

Der Verf. fährt mit diesem Werke fort die vaterländische Geschichtskentniß auf eine sehr erfreuliche Art zu bereichern. Diese Stadtgeschichte ist in einem größeren Umfang und Gesichtskreis bearbeitet, als die von Pfullendorf, wozu nicht nur die grössere Wichtigkeit von Radolfzell, sondern auch die Geschichte der Umgegend das ihrige beitrug. Es ist daher dankenswerth, daß der Verf. die Geschichte des Hegau's vielfach mit berührt und deshalb auch in den urkundlichen Beilagen sich über das Stadtgebiet ausgedehnt hat.

Die Geschichte ist in sieben Bücher eingetheilt, wovon das erste die älteste Zeit bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts umfaßt, das zweite das 15te enthält, die drei folgenden dem 16ten und die zwei letzten dem 17ten und 18ten Jahrhundert gewidmet sind. Eine ähnliche Eintheilung, wie in seiner Geschichte von Pfullendorf. Es folgen hierauf Nachträge und Erläuterungen und zuletzt Urkunden.

Das erste Buch führte den Verf. auf den ältesten Zustand der Gegend, welche Forschung er in einigen Punkten kürzer behandelt als wünschenswerth ist. Der Geschichte des Sees gebürte größere Aufmerksamkeit, um so mehr, da die Geschichtschreiber von Constanz darüber weggehen, und die Irrthümer anderer Schriftsteller doch hauptsächlich nur durch solche mit Orts- und Sachkentniß ausgestattete Monographien aufzudecken sind. Wenn man nämlich sieht, wie Mannert die Kentniß der Alten vom Bodensee verwirrt,

nachdem schon der verkante Flüßer sie richtig dargestellt, wenn man findet, wie kein Ausleger des Strabo diesen Gegenstand richtig behandelt, und die des Mela in Irrthümer verfallen, so war es doch zu erwarten, daß der Geschichtschreiber von Radolfzell hierin etwas zur Begründung einer richtigen Ansicht der Sache beitrage. Der Punkt ist aber von dem Verf. übergangen. Zweimal redet Strabo vom Bodensee, zweimal in derselben Art: *Καὶ ὁ Πήγος δὲ εἰς Πη μεγάλη καὶ λίμνη ἀναχέεται μεγάλην, ἧς ἐκράπτονται καὶ Παυτοὶ καὶ Ὀυνδελικοί*, d. h. und auch der Rhein ergießt sich in große Sümpfe und einen großen See, an welchen sowol Rhätier als Bindelicier gränzen. Ferner: *μεταξὺ ἀμφοῖν λίμνη καὶ τὰ Πη τὰ ἐκ τοῦ Πήγου διαχεόμενα. — ἔχει δὲ καὶ νῆσον, ἣ ἐχρήσατο ὀρμητηρίῳ Τιβέριος ναυμαχῶν πρὸς Ὀυνδελίκους — Ἡμερησίον δὲ ἀπὸ τῆς λίμνης προελθὼν ὁδὸν Τιβέριος εἶδε τὰς τοῦ Ἰστρον πηγὰς*). d. h. Zwischen beiden (nämlich der Quelle der Donau und dem Rhein) ist der See und die Sümpfe, die aus dem Rhein ergossen werden. Der See hat auch eine Insel, welche Tiberius in seinem Seekrieg gegen die Bindeliker als einen festen Punkt gebrauchte. Eine Tagreise vom See entfernt sah Tiberius die Quellen der Donau.

Die Stellen Strabo's sind deutlich, und eben so deutlich hat sie Flüßer verstanden. *λίμνη* ist ihm der Bodensee, und *τὰ Πη τοῦ Πήγου* der Untersee ²⁾, eine ganz richtige Uebersetzung. Die Insel hält Flüßer für Lindau. Was thut Mannert? Er nimmt beide Seen im Strabo für einen, und erklärt die Insel für Reichenau ³⁾. Das ist etwas arg, denn Strabo unterscheidet so bestimmt an beiden Stellen den See und Sumpf, sagt an beiden Stellen so klar, daß die Bindeliker nur an den See gränzen, nicht

1) Strabo geogr. lib. IV. et VII., ed. Siebenkees Tom. II. p. 46. 330.

2) German. antiqua, lib. II. cap. 40. p. 507. ed. Elzevir. Schäfer hat schon zum Herodot und neulich im Stephanischen Thesaurus auf den Unterschied zwischen *λίμνη* und *ἕλος* hingewiesen. Die Stelle Strabo's ist ein weiterer Beleg dazu.

3) Geographie Bd. III. S. 662 fig.

aber an den Sumpf, Reichenau liegt aber im Sumpfe, und es sollte Herrn Mannert schwer werden, aus den Alten zu beweisen, daß am Ufer des Untersees Bindeliker gewohnt. Die Insel muß also im Bodensee seyn, Mainau hat keine Lage, um als fester Punkt gegen die Bindeliker zu dienen, aber mit Lindau trifft alles zusammen, und Clävers Erklärung ist die richtige. Mela unterscheidet die beiden Seen sogar durch zwei Namen, und selbst Ammian Marcellin kennt den Unterschied. Da seine *silvae squalentes* nur auf den Untersee gehen können, wie bereits Wagner in seiner Ausgabe, aber ziemlich unbestimmt, andeutet.

Warum aber nannten die Alten den Untersee einen Sumpf, *Uos*? Ich denke von seiner Umgebung und seiner Beschaffenheit. Er hat viele feuchte Stellen, die noch jetzt mit See-Gras und Ried bewachsen sind, und Namen wie Ueberlingen im Ried und das Läger-Moos lassen uns abnehmen, daß in alter Zeit, wo noch keine Kultur um seine Ufer war, sein Anblick mehr einem Sumpfe als einem See gleichen mochte. Die Bedeutung von *Uos* ist nämlich ein mit Gras und Ried bewachsenes Standwasser von unbeträchtlicher Tiefe. Die Ansicht Strabo's ist auch darin richtig, daß er den Untersee für einen Rheinsumpf erklärt, nach unserem Ausdruck, für ein Ueberschwemmungsgebiet, denn die Stelle Ammians läßt vermuthen, daß die Alten den Untersee mit den Sümpfen an der Po- und Nilmündung verglichen haben. Die *silvae squalentes* zeigen nebst den Maassen der Alten auch an, daß der Wasserstand beider Seen höher war, und das Flachland auf der Nordseite des Untersee's und der Westseite des Bodensee's mag noch manche Spuren dieser früheren Beschaffenheit an sich tragen, die ich gerne bei dem Verfasser gelesen hätte. Der Tagmarsch des Liberius geht übrigens nur auf die Quellen zu Donauerschlingen, bis dahin sind von der Nordspitze des Bodensees 10 bis 11 Stunden, die man in einem Tage zurücklegen kann. Die Brigach und Breg wurden demnach von den Römern nicht zu den Donauquellen gerechnet. Die Ursache

mag seyn, daß in jener Zeit das Nied bei Donaueschingen ein Sumpf (*Uos*) gewesen, in den sich zunächst die Quellen der jetzigen Stadt ergossen, die man denn mit dem Sumpfe für den Ursprung des Stromes hielt.

Die Namen der Seen bei Mela, Venetus für den Bodensee, Acronius für den Untersee möchte ich auch nicht mit Mannert für römische Erfindung ausgeben und lacus Brigantinus für den wahren Namen erklären. Denn Ammian sagt ganz deutlich, daß dieser Namen r h ä t i s c h sey, es wohnten aber noch andere Leute um den See, die ihn wol auch nach ihrer Sprache nennen durften. Doch möchte ich Venetus nicht von den Venonetes des Plinius oder den Vinnones des Ptolomäus herleiten, da diese Völker nicht an den Bodensee angränzten, und wir auch von einem acronischen Volk am Untersee nichts wissen. Celtisch sind die Namen sehr wahrscheinlich und es ist bekant, daß manche celtische Völker am Meere den Namen Veneti trugen in Italien, Gallien und Britannien (Venedocia, Nordwales), aber selbst in ihren Sprachen scheint die Bedeutung dieses Namens verloren und mit Wasserbenennungen keinen Zusammenhang zu haben. Daher, wenn irgend von der Bedeutung des lacus Venetus die Rede ist, so würde ich für die Uebersetzung „Weissensee“ stimmen ¹⁾. Der Namen im Mittelalter lacus Potamicus oder Podamicus, wie er bereits im Jahr 800 heißt (bei Neugart I. S. 486), scheint allerdings von dem Königshofe Podoma (Bodman) herzurühren, ist aber ebenfalls kein deutsches Wort. Die Form desselben ist althoch-

1) Fecht in der Gesch. der bad. Landschaften. Jahr. 1811. Hft. 1. S. 8. nimt wie Bucelin lacus venetus für den Untersee, erklärt den Namen von einem Volke oder für meergrün, und behauptet, daß man nicht wisse, welchem von beiden Seen der Namen gehöre. Mela ist aber meines Bedünkens deutlich, er fängt vom Ursprung des Rheines an, nent dann zuerst den Venetus, darauf den Acronius, und fährt dann mit dem Flußlauf fort, der erste Name gehöre also doch wol dem Bodensee. Vgl. Pomp. Mela ed. Wagauer et Tschucke Vol. III. pars III. p. 73. fig.

teutsche Mundart und muß nach heutiger Sprache Bodamicus geschrieben werden, daher sich auch der Namen in Bodensee gebildet hat. Wer in Bezug auf die außerordentliche Tiefe des Sees den Namen durch bodenlos erklärt, wie man gewöhnlich annimmt, und auf den ligurischen Namen des Po, Bodincus, hinweist, den Plinius durch bodenlos erklärt, hat etwas für sich, allein Bodine ist auf den ersten Blick eine teutsche Form, und zweitens kein celtisches Wort in dieser Bedeutung und derselbe Plinius versichert uns auch, daß Gans ein gallisches Wort sey, was wir doch einweilen noch für teutsch halten wollen ¹⁾. Ich habe ein gewisses Mißtrauen gegen Worterklärungen der Alten aus fremden Sprachen, und halte für besser, mein Unvermögen zu bekennen, wenn ich etwas nicht erklären kann ²⁾.

Gute Andeutungen hat der Verf. über die Spuren der Römer in dortiger Gegend gegeben, die ich auch ausführlicher gewünscht hätte. Dagegen ist der kurze und richtige Umriss über die Verfassung in der ersten Hälfte des Mittelalters nur zu loben. Hierauf geht der Verf. zur Kirchengeschichte über, wodurch Radolfzell sein Daseyn erhielt, womit er das erste Kapitel beschließt.

1) Zu Bodine setze ich eine Stelle her aus dem Codex Laureham. Tom. III. p. 295. et unus fundus sive *Bodencere*, was doch wol heißt fundi area; die Form *bodenc* könnte freilich auch Schreibfehler statt *bodens* seyn, was indessen noch nicht erwiesen ist.

2) Meine Namensklärung hat folgende Gründe. Bretonisch heißt Gwenn weiß, Gwened ist Orts- und Volksnamen (Vannes in Bretagne); wälsch Gwyn (gesprochen hwen) weiß, schön, lieblich; weißer See heißt Llynwyn (spr. hleanwen) oder Gwynlyn, blieb das Wort Llyn weg, so mußte das Adjektiv ein männliches Hauptwort werden und lautete als Namen Gwynedd, gesprochen Weneth, was lateinisch doch wol nicht anders als mit Venetus ausgedrückt werden konnte. Wir brauchen im Teutschen dieselben elliptischen Namen, z. B. die Lauter, das heißt nichts weiter als die Helle, der alte Namen ist Later-aha, helles Wasser, aha blieb weg, weil es aber weiblich ist, so wurde das Beiwort als ein weibliches Hauptwort für den Namen gebildet.

Den edlen Memannen, den ältesten Eigenthümer der Reichenau, den wir kennen, nennt der Verf., wie ich früher auch gethan, irrig Sindeloch und dennoch die Insel Sindelazow, er hieß aber Sintlaz oder Sintleoz und die Insel Sintlaz es- oder Sintleozes-Duwa, von welcher, als sie bereits mit der Abtei glänzte, der Untersee lacus Augiensis genant wurde, was der Verf. auch übergeht ¹⁾. Die Gründung der Reichenau ist legendenmäßig, die Schlangenvertreibung in ein gewöhnliches, celtisches Bild eingekleidet, und die Schilderung der früheren Wüstenei nach Mönchesart übertrieben, aber doch läßt sich daraus abnehmen, wie Strabo mit Recht den Untersee einen Sumpf nante ²⁾.

Nun kommt der Verf. auf den heiligen Adolf, dessen Geschichte kurz und hauptsächlich nach Neugart erwähnt ist. Der Verf. hat Recht gethan, diesem Gewährsmann zu folgen, er ist nach dem Zeugniß eines kundigen Freundes der einzige Sanftblasier, der nicht verfälscht hat. Jedoch dessen bescheidene Vermuthung, daß Adolf von den Graven der Bar abstamme, hat der Verf. schon gradezu für eine ausgemachte Wahrheit hingestellt. Hier war es am Orte, den Namen des Gründers und der Stadt richtig zu stellen, was der Verf. übergangen. Adolf oder Adolt ist der Namen des Heiligen nicht Adolt, und die Urkunden zeigen, daß diese Form von den Italiänern herrühre,

1) Vita S. Pirminii, cap. 2. fig. bei Mabillon acta Sanctor. ord. S. Bened. Saec. 3. pars 2. pag 130. Neugart Cod. diplomat. No. 188 vom Jahr 816. No. 584. No. 755. vom Jahr 965, mit dem Namen Sintliezes-ouua. No. 866. p. 89.

2) Vita S. Pirminii, cap. 11. Die Schlangenvertreibung ist der Sage vom h. Patricius in Irland nachgebildet und kommt mehrmal vor. Die drei Tage und Nächte erinnern an eine celtische Triade, so wie die Uebertreibung, daß der Untersee ein Meer genant wird. Tantaque multitudo eorum (animalium) abire visa est, ut tribus diebus ac noctibus tota superficies maris, per quod natando transierunt cooperta videretur.

während die Teutschen, wie Hermannus contractus richtig Ratolf schreiben. Daher heißt auch die Stadt immer Ratolfesella, und Ratoldesella, wie Neugart anführt, möchte in Urkunden schwer zu finden seyn. Die Schreibung des Verf. Ratolphzell ist aber unrichtig, da in teutschen Wörtern das ph ohne alle Begründung ist.

Ich will dem ersten Capitel noch einige Bemerkungen beifügen. Als Ueberbleibsel der Alemannen führt der Verf. die Dörfer Almansdorf und Almsbach an. Dieses will ich ganz außer Acht lassen, und jenes kann doch nur von dem Eigenthümer Altmann oder dem Höhen Almann, wenn es damit richtig ist, den Namen haben, nicht aber vom Volke, denn sonst müßte es doch ziemlich viele Dörfer dieses Namens geben, und das Wort könnte nicht mit dem genitivus sing. (Almanns-) zusammengesetzt seyn. Es geht so mit manchen Fröhümern, daß man sie unbedenklich annimmt, wenn sie sich einmal geltend gemacht haben. Ein anderer Fall ist es, wenn auf der Gränze ein Ort nach dem Volke genant wird, denn da ist der Unterschied nöthig. So bezeichnet z. B. das Dorf Ellmendingen bei Pforzheim doch schwerlich etwas anderes als den Gerichtsplatz der Alemannen (Almannothing) zum Unterschiede von den nahen Franken. Aber selbst die neue Form Elmen, verbunden mit der Thatsache, daß der Namen Alemannen im teutschen Volksleben so ganz untergegangen, macht mir immer wahrscheinlicher, daß die Benennung ursprünglich fremd war und von unsern Vorfältern in eine teutsche Form gebracht wurde. Daher ist auch nur die zweite Hälfte des Namens teutsch, und deshalb bleibt der Anfang Ale. immer für einen Teutschen unverständlich, wie man auch die Sache gedreht und gewendet hat. Alman, in der Mehrzal Ellman (gesprochen Ellmön oder Ellmen) heißt im Wältschen ein Fremder, ein Ausländer, ein Teutscher. Den Galliern, welche das Sehnland bewohnten, waren allerdings die erobernden Alemannen Fremdlinge, Ausländer, sie nannten sie auch darnach in ihrer Sprache, und die Teutschen behiel-

ten den Namen, wie sie ja nach Tacitus überhaupt immer mit fremden Namen bezeichnet wurden, und ihr eigenthümlicher den Römern wie den Galliern unbekannt blieb. Die früheren Römer schrieben nämlich Alemanni, die späteren, wie Mamertinus und Ammian Alamanni, und so auch die Griechen. Keine einzige dieser Formen ist ganz teutsch, ala für alle geht nicht, nur das gothische ventrum plur. hat alla, das paßt nicht, und ala als Beiwort heißt nichts. Ale müßte althochdeutsch im nom. plur. masc. alle lauten, wenn es das Beiwort seyn sollte, geht also auch nicht. Die Form manni setzt einen nom. plur. manna oder gar manni voraus, und den gibt es nicht, da der nom. plur. von Mann im Gothischen mans im Althochdeutschen man lautet. Da sitzt man also mit der teutschen Erklärung des Namens auf dem Sande und wem es gefällt, der mag denn von den Alemannien u. s. w. träumen. Die grammatische Unmöglichkeit hat mich in die Fremde getrieben, und ich habe, wie Wachter, celtischen Ursprung des Namens angenommen, dem die arabische Form Alman am nächsten komt.

Noch will ich zu diesem Kapitel einige Nachrichten beifügen, welche der Verf. nicht haben konnte, die jedoch ihrer Art wegen für die Gegend interessant sind. Der Dichter Rudolf von Montfort oder Hohen-Ems in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrh. schaltete seiner großen Weltchronik eine kurze Erdbeschreibung ein, worin er auch von seinem Heimatlande, dem Bodensee und Constanz einiges anführt, was neuerlich Graff bekant gemacht ¹⁾. Die Stelle, als ein seltenes Beispiel altteutscher poetischer Landbeschreibung, verdient hier einen Abdruck, da nicht jedem Freunde vaterländischer Geschichte jene Quellen zu Gebote stehen.

In diesem teile Swabin lie,
 daz Alemannia hiez e,
 nah Aleman dem Bodem-se,

1) S. dessen Diutiska Hft. 1. S. 61. Stuttgart, 1826. 8. die Pfälzer Hdf. Nr. 146. Bl. 9, b. enthält die Stelle von Constanz nicht.

der in der Swabe lande swebit ¹⁾,
 durch den mit richem vluzze strebit
 der Rin, des vluz noch strichit hin
 von [disen] lantgebirgen drin ²⁾,
 der von dem sunderteile gat
 nordert ze tal, und den vluz hat
 unz in daz grozze nortmer.
 Si dem Rine lit mit wer
 menik veste, wol bereit
 nah rilicher werdkheit,
 vil werlich und rich erkant.
 diu erste ist Costenzi genant,
 die der edel degen guot,
 unverzaget unt hochgemuot,
 ein romischer kunik riche
 stifte werdekliche.
 Er hiez Constantinus;
 nah ime nant' er sie sus
 unt tet ir namen so erkant,
 daz si ist Costenze genant.

Da heißt also der Bodensee Uleman, und darnach das Volk; das ist was neues, und ich kan nicht sagen, woher Rudolf die sonderbare Nachricht hat. Uebrigens nicht die einzige Stelle, worin der See bei Dichtern angeführt wird, ich habe bereits schon eine andere nachgewiesen (I. S. 84).

Ueber die Gefangenschaft des Pabstes Johann XXIII., der eine Zeitlang zu Radolfzell sich aufhalten mußte, wie der Verf. S. 31 fg. erzählt, führt Pareus eine Elegie an, die Johann auf sein Schicksal in der Burg Eicholsheim gedichtet habe ³⁾. Die Nachricht scheint wahr, der Cod.

1) Sonderbarer Stabreim, der mit der unterstellten Bedeutung von Schwaben als Schwebenden, Schweifenden spielt.

2) disen hat die Pfälzer Hds. die drei Landgebirge sind die Alpen, der Schwarzwald und Wasgau.

3) Historia Bavarico-Palatina, p. 215. die Hds. liest omnibus e terris und lumine ludit.

Palat. No. 696. enthält sie ebenfalls, so wie das Schlusdistichon der Elegie, das bei Pareus fehlt:

Cedat in exemplum cunctis, quos gloria tollit,
vertice de summo mox ego papa cado.

Ich muß diese schon weitläufige Anzeige schließen, da dieses Buch noch so viel Interessantes, besonders über den Bauernkrieg und den dreißigjährigen, so wie über die Halsgerichtsordnung enthält ¹⁾, daß mir meine Gränzen nicht erlauben würden, mich darüber zu verbreiten, und ich daher den Freunden vaterländischer Geschichte diese Schrift zur eigenen Einsicht empfehle.

2. Zur Kunstgeschichte.

- I. Von den Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden (Constanz, b. Neegg) ist das dritte Heft des ersten Bandes erschienen, Blatt 13 bis 18 mit 3 Blättern Text.

Das erste Blatt mit einer Ansicht der Schlösser zu Meersburg ist seines Gegenstandes wegen unbedeutend, die drei folgenden Blätter (14—16) enthalten aber Darstellungen der Münsterkirche zu Salmsweil, zwei Ansichten und das Sacramentarium. Aus beiden Ansichten kann ich aber nicht das große Wort bewahrheiten, das nach dem Apiarium Salemitanum (pag. 214) ein Cardinal gesprochen: „eine kostbarere Kirche hätte er zwar wol gesehen, aber der gothischen Bauart nach keine prächtigere, schönere und mehr proportionirte, als eben diese.“ Das ist viel in wenig Worten und ich möchte die Wahrheit nicht beweisen. Die Herausgeber sprechen auch von einem „sehr schönen gothischen Stuhl“ der Kirche, den ich im Aufriß ebenfalls nicht finden kann. Die Kirche ist in anderer Hinsicht merkwür-

1) die der Verf. seitdem in der zweiten Lieferung der *Craniën* von R. Kalk (Heidelberg 1826) erläutert hat.

dig; sie ist eine gothische Klosterkirche, daher sie in Grund- und Aufriss von der gewöhnlichen Form abweicht. Sie hat keine Thürme auf der Westseite, dafür ein ärmliches Portal und schlechte Fenster, deren Geschmack verfehlt ist. Ebenso sonderbar ist das Portal auf der Nordseite, wo die Herausg. das Crucifix hätten weglassen und die Arbeit der geschlossenen Thüre feiner und deutlicher geben sollen. Das große Fenster auf dieser Seite ist aber bis auf einige Kleinigkeiten vollkommen richtig und geistvoll gedacht und ausgeführt. Wenig befriedigt das Sakramentarium, das ebenfalls für ein Meisterstück gehalten wird ¹⁾. Am alten Thurm zu Ueberlingen kann ich nichts Merkwürdiges finden und über die Behandlung der 17ten Tafel, die Darstellung des Sarges der Hausherren zu Radolfzell muß ich mein Urtheil über den S. Markus-Sarg wiederholen. Besser gerathen ist die 18te Tafel, man bedauert nur, daß diese Art der Ausführung einen nur so unvollkommenen Begriff von der Feinheit der Arbeit gibt. Was bei dieser Darstellungsart gothischer Gebäude vorzüglich auch das Studium hindert, ist die Täuschung, als wenn alle Fensterstiele rund (cylindrisch) seyen, was äußerst selten und vielleicht nie mit vollkommenen Cylindern der Fall ist. Die Kreidemanier kann aber keine feinen Kanten bemerklich machen, und ohne diese geht doch dem aufmerksamen Beschauer die Kenntniß des Einzelnen verloren. Lößlich ist die Aufnahme der uralten Steinbilder zu Kreuzlingen, je roher sie sind, desto feiner hätten die Umriffe werden sollen, um ein richtiges Urtheil über die anfangende Sculptur zu bilden. In der jetzigen Abbildung hat man nur einen allgemeinen Eindruck.

1) Bucelin in seiner Constantia metropolis (Frankfurt 1647.) sagt zum Jahre 1229. Ipso anno Conradus abbas Sorethanus monasterium (Salem) absolvit. Wie das zu verstehen sey, sagen die Herausgeber nicht, und erwähnen mit keinem Worte Bucelins weitere Nachricht zum Jahre 1285: fratribus conversis totum opus (den Kirchenbau zu Salmandweil) in se suscipientibus et mira industria atque dexteritate perficientibus.

Der Text dehnt sich auf geschichtliche Nachrichten mancherlei Art aus, besonders bei Meersburg, wo über die Kunst wenig zu sagen war. Dem Urtheil der Herausg. über gothische Bauart kann ich nicht immer beistimmen, die Worte: „Ueberladung unzweckmäßiger Verzierungen“ sind gleich hingeschrieben, aber schwer ist zu sagen, was an einer gothischen Kirche Ueberladung und unzweckmäßig sey. Und wenn die Herausg. versichern, daß diese Uebelstände an der Kirche zu Salmansweil nicht vorkommen, so muß ich dagegen bemerken, daß von den mitgetheilten Fenstern keine ohne Unzweckmäßigkeit oder Ueberladung ist. Man sollte daher in solchen Dingen nicht so leicht urtheilen, damit man nicht zu flacher Absprecheri Anlaß gibt. Unsere Forschungen über den Geist und die Bedeutung der gothischen Bauart sind noch lange nicht geschlossen, als daß wir sogleich über Jedes und Alles mit unserm Urtheil im Reinen wären. Mögen die Herausg. die künftigen Darstellungen aus den Constanzer Chorstützen ja in recht scharfen und genauen Umrissen uns vor Augen legen.

Nach dem *Apiarium Salemitanum* (p. 185) hat auch noch der Abt Thomas I. an der Kirche gebaut. Er starb 1647. Es wäre wissenwerth, ob noch Theile des Gebäudes von ihm vorhanden sind, und noch der gothische Spitzbogen daran vorkommt oder bereits schon nach einem andern Geschmack gebauet wurde. Die Herausgeber haben diesen Punkt übergangen.

II. Von den Denkmalen teutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein, Freiburg 1826, ist ebenfalls die Fortsetzung, das zweite Heft, erschienen, welches das Münster zu Freiburg in 13 Blättern enthält, nebst dem Texte: das Münster zu Freiburg im Breisgau von Dr. Heinrich Schreiber, (mit dem zweiten Titel) der Denkmale u. 2s Textheft. Karlsruhe und Freiburg, 1826. VIII. und 44 und 75 S. 8.

Zu Hinsicht der Ausführung muß ich auf das belobende

Urtheil hinweisen, das ich im ersten Bande über das Werk gefällt habe, denn das zweite Heft verdient dieselbe Anerkennung. Der Text besteht in vier Abschnitten, 1) der Geschichte, 2) der Beschreibung des Münsters, 3) in urkundlichen Belegen zur Baugeschichte desselben, und 4) in Aufzählung der Grabmale und Inschriften. Von diesem Texte kann man recht eigentlich sagen, suchet und ihr werdet finden. Vor sechs Jahren mußte der Verf. in seiner ersten Schrift über das Münster noch den völligen Mangel aller urkundlichen Nachrichten beklagen, seitdem machte ihm seine günstigere Stellung möglich, aus dem städtischen und andern Archiven eine für die Kunstgeschichte unsers Vaterlandes sehr schätzbare Urkundensammlung bekannt zu machen, woraus recht viel zu lernen ist. Das hat auch auf seine Münstergeschichte Einfluß gehabt, diese und die Urkunden sind für meine Beurtheilung die Hauptsache, da die Beschreibung des Gebäudes und das Verzeichniß der Inschriften weder Auszug noch Urtheil erlaubt.

Von dem Alter der Kirche. Die alte Kirche, wovon der Kreuzchor (Querbau) und die Hahnen Thürme noch übrig sind, wurde von Herzog Konrat von Zähringen etwa innerhalb zwanzig Jahren angefangen und vollendet. Man darf annehmen, daß die Kirche um 1146, wo der heilige Bernhart darin predigte, fertig war. Hiernach gebe ich der Sage Recht, die der Verf. S. 4 anführt, aber nur für die alte Kirche. Vorerst also, was und wie war diese? Ich denke so: die Hahnen Thürme waren durch ein halbkreisförmiges Chor verbunden, gegen Westen lief das Mittelschiff in der jetzigen Breite fort, die Seitenschiffe aber in der Hälfte der jetzigen Breite. Die westlichen Hauptmauern des Kreuzchors springen nämlich in die Hälfte der Seitenschiffe vor und bilden mit den Mittelspeilern einen Bogen von 10 Fuß Weite, während die Seitenschiffe 24 breit sind. jene Bogenweite von 10 Fuß kommt nah mit dem innern Raum der Hahnen Thürme überein, so daß, wenn man die äusseren Mauern der Hahnen Thürme westwärts vom

Kreuzchor mit Strichen verlängert, man so ziemlich genau die Breite der alten Seitenschiffe haben wird. Das Westende der Kirche war wieder mit zwei Hahnen Thürmen und einem runden Gegenchor geschlossen, ohne Portal, da die alten Eingänge am Kreuzchor beweisen, daß man von beiden Seiten, südlich und nördlich in die Kirche ging. Die alte Kirche hatte also nach meiner Ansicht vier kleine Thürme, Chor und Gegenchor, Seiteneingänge und schmale Nebenschiffe. Der Umfang dieser Kirche war für eine werdende Stadt noch immer hinreichend und nicht zu groß, als daß sie nicht ein Herzog von Züringen in zwanzig Jahren hätte bauen können.

So hingeworfen sieht die Behauptung aus, als wenn ich die Sucht hätte, sinnreich zu seyn. Ich will beweisen, kann es aber nur durch Aehnlichkeit in der Baugeschichte. Die Dome zu Worms, Mainz und Trier haben Gegenchöre, sind westlich geschlossen, haben vier Thürme und Seiteneingänge. Der alte zu Speyer war ebenso, soll aber (ich glaube es nämlich nicht), am westlichen Schluß einen Eingang gehabt haben. Das sind nun sämmtlich alte, byzantinische und Hauptkirchen, die wol für andere Muster seyn durften und es auch waren, da noch die gothische Katharinenkirche zu Oppenheim ein Gegenchor hat. Später öffnete man zwischen den zwei westlichen Thürmen ein Portal, wovon es viele Beispiele gibt, von Köln bis Wien zu St. Stephan, wo aber das gothische Portal später hineingebaut ist. Es ist nun kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die alte Kirche zu Freiburg nicht im gewöhnlichen Baustyl des 11ten und 12ten Jahrhunderts gewesen, im Gegenteil deuten die Reste derselben bestimmt auf die gemeinsame Art hin.

Etwa nach einem Jahrhundert kam die zweite alte Kirche, unter Konrat I. von Freiburg. Die Stadt war volkreicher geworden und daher das Langhaus zu klein; wie half man? auf ganz einfache Weise. Die Seitenschiffe wurden mehr als um die Hälfte hinausgerückt und erweitert,

dadurch mußten die beiden westlichen Thürme, die in den erweiterten Absseiten nicht mehr paßten, entfernt und abgetragen werden und man setzte dafür einen großen Thurm an den Eingang des Mittelschiffes. Verlängert wurde das Langhaus nicht, das beweisen die zwölf Pfeiler desselben, welche زال man gerne beibehielt, wie das jeder in vielen alten Domen merken kann. Das riecht aber mystisch! Mag seyn, geht mich aber hier nichts weiter an, genug, sie haben die zwölf Pfeiler stehen lassen.

Wieder nach hundert Jahren kam die zweite und letzte Erweiterung; und das gab die neue Kirche. Wohinaus aber erweitern? gegen Westen? da konnte man nicht wegen dem Thurme, also gegen Osten. Warscheinlich war schon bei der zweiten Kirche der Chor so weit verlängert, als jetzt die Chorpfeiler reichen. dann mußte er abgebrochen werden, als der neue Chor 1354 begonnen ward. Das hat manches gegen sich, aber ebenso die Meinung, daß bei dem erweiterten Langhaus der alte, halbrunde, byzantinische Chor stehen geblieben sey.

Es vergieng wieder ein Jahrhundert, wie der Verf. S. 8 richtig bemerkt, bis die neue Kirche durch Hans Niesenberger von Gräß zur Vollendung, jedoch nicht ganz, ausgebaut wurde. Die erste alte Kirche ist also züringisch, die zweite grävlich, die neue städtisch, Konrat von Züringen begann zu bauen um 1123 und die Stadt hörte auf 1513, sie bauten also beinah 400 Jahre, und das Münster ist noch nicht ganz fertig. Das ist eine schrecklich lange Zeit! Ja, lieber Leser, du mußt auch nicht unsre Kartenhäuser und die Flüchtigkeit ihres Baues mit den alten Domen vergleichen. Zwerge neben Riesen nehmen sich verdamt schlecht aus, besonders, wenn sie sich noch etwas einbilden.

Baustyle des Münsters. Vierhundert Jahre, zweimalige Erweiterung, kein ursprünglich allgemeiner Plan, und vollendet in der Zeit der sinkenden gothischen Bauart, und es sollte nicht das Münster die Fehler der Zeiten an sich tragen, die an ihm gebaut haben? Das wäre wunder-

Bar. Mein leider, das Münster hat sie. Das Langhaus, das der Gray Kourat gebaut, hat im rechten Seitenschiff seine ganz richtigen Fenster, jeder Stiel seine Blume, wie sich's gehört. Obgleich die übrigen Fenster verfehlt sind, so haben sie doch noch Blumen, die unteren Seitensfenster des Thurmes sind ebenfalls richtig, das vordere verfehlt. Die Rundfenster an den Seitenschiffen sind recht schön. Aber nun der neue Chor, wie geschmacklos und regelwidrig die Fenster! 1) von ungleicher Höhe und Spizung, 2) die obern Chorfenster durchbrochen und wie kahl! 3) fast lauter Blätterfenster, wovon keines den geringsten Verstand hat; sie sind samt und sonders nichts nutz, traurige Beweise, wie der Geist dieser herrlichen Bauart im 15ten Jahrhundert zu Grabe gieng. Spielereien sind die Zierden der Fenster geworden, wie man sie heut zu Tag auch ansieht und nachmacht. Und so auch die Thurmsfenster vom Zwölftack an, nur die zwei unteren Reihen des Helmes und die zweithöchste gut, alles andere verfehlt.

Jetzt sieht es aus, als wenn ich recht anmaßend geschrieben und mir herausgenommen hätte, in gothischer Bauart Kunstregeln zu geben und Grundsätze der Beurtheilung aufzustellen. Ja, wenn das von mir herkäme, aber das haben mir die Dome zu Meß und Köln gesagt, und ich meine, die vernehm's. Das herrliche Portalfenster zu Meß, die schönen Fenster im Langhaus, die immer vollkommener werden bis zum Kreuzchor, wo sie sich denn in einer unglaublichen Pracht entfalten, und im hohen Chor, im Allerheiligsten nichts als die einfache Dreiblume, das Kleeblatt, — da blickt eine geistvolle, großartige Anlage durch, die jeder merken kann, der so viel Verstand hat, einzusehen, daß der Baumeister, der so gestaltreich und prachtvoll im Langhaus und Kreuzchor gearbeitet, im Chor es auch hätte thun können. Jedes der großen Fenster im Kreuzchor hat sieben Stiele, jedes sieben Hauptblumen, wovon die der Mittelstiele unübertrefflich sind. Zusammen zählt das nördliche Fenster 15, das südliche 10 Blumen, jenes zwei,

dieses fünf Zwischenblätter, und jedes ist bis aufs kleinste durchaus richtig. Wie steht es also mit den Kunstregeln? wer hat sie gemacht? Ich nicht, ich habe sie nur ausgesprochen. Pflanzencharakter der gothischen Bauart? das ist ja verschollene Ansicht! das ist mir einerlei, mich kümmern die Moden in der Kunstansicht des Mittelalters sehr wenig, besonders, wenn es Baukunst betrifft. Ich habe gelesen, daß Moller bewies: zwischen den Waldkirchen der alten Teutschen und der gothischen Bauart seyen eilfhundert Jahre verflossen, die Gothen hätten nicht gothisch gebaut, und in der Zwischenzeit sey der byzantinische Styl in Teutschland herrschend gewesen, folglich könnte die gothische Bauart mit den alten Hainkirchen keinen Zusammenhang, mithin keinen Pflanzenursprung haben. Das ist nun alles so richtig wie das Einmaleins, und so historisch erweislich, daß man es mit Händen greifen kann. Nun also? — habe ich noch vom Kölner Dom zu reden, weil es nur einen in der Welt gibt, und weil Mollers Ausgabe des alten Thurmrisses viel verdienstlicher ist, als sein eben erwähnter Beweis. Sieh ihn an, lieber Leser, nämlich den Riß, und du wirst mehr daraus lernen, als ich dir in vielen Bogen herschreiben könnte. Da wirst du auch wieder die Regel des Pflanzencharakters vollkommen durchgeführt und höchst sinnreich ausgedrückt finden, da wirst du merken, was ein Thurm ist, wie in Meß, was Fenster sind. Wenn dann der Freiburger Münster mit jenen Mustern in Fülle, Richtigkeit, Tiefe und Geschmac die Vergleichung anhält, so will ich Unrecht haben und mir gehörig die Meinung sagen lassen. So kann ich mich auch nicht überzeugen, daß der ganze Thurm zu Freiburg im 13ten Jahrhundert erbauet sey. Der untere Theil, das Viereck ist wol aus dieser Zeit, so schmucklos und einfach wie das Langhaus, aber vom Zwölfeck an begint ein anderer Charakter bis zur Spitze, welcher der Bauart des Chores am meisten ähnlich ist. Bei einer Kirche, die so nach und nach vergrößert wurde, ist es doch wahrscheinlich, daß man zu andern Zeiten auch andere Pläne befolgte,

da man ja in Kirchen, deren Plan ursprünglich schon für das Ganze entworfen wurde, auch in der Ausführung geändert hat, wie am Dom zu Köln.

Ausser dem obigen Grunde bestärken mich auch die Verhältnisse des Thurmes zur Kirche in meiner Ansicht. Die Länge der Kirche beträgt 405 Fuß und die Höhe des Thurmes 406, mit der Verlängerung der Kirche scheint die Erhöhung des Thurmes gleichen Schritt gehalten, und nicht umgekehrt. Der perspektivische Grundriß, den Moller den Erbauern des Freiburger Thurmes in den höheren Stockwerken des Zwölfs- und Achtecks unterstellt ¹⁾, kann daher reiner Zufall seyn, wenn der Grund die Länge der Kirche war.

Diesen Punkt muß ich kürzlich erörtern. In byzantinischen Kirchen scheint die Höhe der Thürme die Hälfte oder selten zwei Drittel der Kirchenlänge zu betragen, in Kirchen von gothischem Grundriß hat aber der Thurm eine Höhe, die der Länge der Kirche gleich, wo nicht mehr oder weniger überlegen ist. Ich kann noch zu wenige Kirchen in den Vergleich stellen, um diese Sätze als allgemein zu behaupten, und will deswegen die Forschung nur anregen, um bestätigt, widerlegt oder eingeschränkt zu werden. Von byzantinischen Kirchen führe ich an: Worms, lang 355 Fuß, die westlichen Thürme hoch 182 F., Speier, lang 446, die Thurmhöhe gegen 280 F. Von gothischen Kirchen, Ulm, lang 476, Höhe des Thurmrisses 510 F., Marburg, lang 225, hoch die Thürme 265 F., Köln, lang 490 F., hoch 536 F., Salisbury lang 474, hoch 404 Fuß.

Bildhauerei. Sie ist in Umrissen auf den Tafeln 6, 7, 8, 11 und 12 dargestellt, und gehört zu dem Vorzüglichsten, was der Münster an Kunstwerken besitzt. Es ist im Einzelnen von dem Verf. angegeben und gewürdigt, ich muß darauf verweisen und will nur wenig zur Erklärung herausheben.

1) Den auch Schwedten angenommen.

Hauptthüre, Bl. 8. und Nebenthüren, Bl. 6. Der beschränkte Raum und die reiche Phantasie haben die Bilder meistens verkleinert, ich will darüber weggehen um die Hauptsache fest zu halten. Die Darstellungen auf der Hauptthüre sind eine allgemeine Künstleridee. Das Weltgericht ist auch auf der Sebastianskapelle zu Bischofsheim an der Tauber ausgehauen, so auch auf dem Portal der vor- trefflichen Marienkirche zu Würzburg, allwo die dazu gehörigen Bilder in großentheils herrlichen Statuen rund um die Kirche an den Wandpfeilern (Widerlagen) stehen, sind ausgehauen am Portale des Wormser Domes, wie ich im Einzelnen angeben will. Außere Reihe des Spitzbogens, sechs Bilder auf jeder Seite: 1) der englische Gruß, 2) Hirten bei der Krippe, 3) Jesus im Tempel vorgestellt, 4) Flucht nach Aegypten, 5) Johannes und Zacharias, 6) Jesus Taufe, 7) Jesus auf der Bundeslade (im Tempel), 8) Jesus über den Wassern, 9) am Delberg, 10) gezeifelt, 11) am Kreuze, 12) Engel und Jünger am Grabe. Innere Reihe des Spitzbogens, fünf Bilder auf jeder Seite: 1) Gott Vater, 2) Erschaffung der Eva, 3) Vertreibung aus dem Paradies, 4) Abels Ermordung, 5) Noah und die Arche, 6) Jesus der Todbezwinger, 7) Elias Himmelfahrt, 8) Verschlingung des Jonas, 9) Schlange des Moses, 10) Jsaks Opferung. Betrachte man nun die Freiburger Portale und die Konstanzer Thüre, um sich vom gleichen Inhalt zu überzeugen.

Das geht weiter: Jede *biblia pauperum* hat gleichen Inhalt mit den Portalen gothischer Kirchen und diese biblia sind aus den *Speculis humanae salvationis* hervorgegangen, wovon die Handschriften schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts vorkommen, so daß ich behaupte, diese Spiegel der Menschenerlösung und jene Armenbibeln haben ihre Entstehung den Bildwerken der gothischen Kirchen zu danken, daher auch die Anordnung der Bilder in jenen Holzdrucken nach Art der Altargemälde mit Flügelthüren gemacht ist.

Um diese Poesie der Bibelgeschichte und des Christenthums zu verstehen, muß man in den Geist eindringen. Ich will es ohne Seitenblicke versuchen, denn allerdings ist von den vernünftigen Leuten mancher scharfe und spitzige Einwand zu erwarten. Es kommt indessen nur auf den Versuch an, wer ihn am treffendsten zurückgibt.

Die Erlösung ist der Mittelpunkt der Dogmatik des Christenthums. Daher das Kreuz mitten im Portale der Hauptthüre zu Freiburg. Die Erlösung war nothwendig durch den Sündenfall. Daher auf der Nebenthüre (Bl. 6. Nr. 1) die Erschaffung des Adams und der Eva, ihre Vermählung, der Sündenfall, die Vertreibung, die Lebensnoth, und darüber Gott Vater zwischen dem guten und bösen Engel. Also der Gedanken: Freiheit des Willens, scientes bonum et malum, ihr steht zwischen Engel und Teufel, die Wal ist euer, und unten die schreckliche Wahrheit, ihr seyd gefallen, und könnt euch allein nicht halten. Daher auch wieder Adam und Eva auf der großen Thüre. Aus der Vernichtung hob den Menschen die Gnade Gottes allein, ich will euch erlösen und die Zeichen meiner Huld sollen euch nicht verlassen. Daher die Darstellungen aus dem A. T., die auf die Erlösung bezogen werden, Isaaks Opferung, Josephs Verkauf, Jonas im Fisch u. wie zu Freiburg, zu Worms und in jeder *liblia pauperum* zu sehen.

Nun kommt die zweite Handlung, sie begint wieder mit dem Weibe, der Mutter des Heilands, daher steht Maria auf dem Mittelpfeiler der Hauptthüre zu Freiburg. Nun kommen die Hauptmomente der Geschichte Jesu von der Verkündigung bis zum Kreuze, mehr oder weniger vollständig, je nachdem der Künstler Geist und Raum gehabt. Vortrefflich an der Thüre zu Constanz, aber auch am Hauptportal und an der Seitenthüre zu Freiburg (Bl. 6 Nr. 2.) sichtbar. Mit der Erlösung ist die Gnade vollkommen, ihr habt den Moses und die Propheten gehabt, und es beschließt sich diese Handlung mit dem Tode Mariä, dem Vorbild der Seligen und ihrer Krönung, wie auf der dritten Sei-

enthüre zu sehen, und welcher Gegenstand sehr häufig dargestellt wurde.

Dritte Handlung, Auferstehung und Weltgericht, christliche Vollendung des irdischen Lebens. Die Gräber öffnen sich, die Auferstandenen theilen sich am Kreuze rechts und links, zum Himmel, zur Hölle, über dem Kreuze der h. Geist von den Aposteln umgeben, darüber Gott Vater, angebetet, die Engel mit den Posaunen und zur Seite die Kronen für die Seligen, wie alles auf der Hauptthüre ausgedrückt ist.

Dieser Gedankengang der christlichen Weltgeschichte ist so großartig und tief, daß er nur im Mittelalter gedeihen konnte, welches allein im Stande war, dem Gott der Christenheit Kirchen zu bauen. Sehet aber zu, diese herrliche Ansicht ist ein deutsches Erzeugniß, die nur durch das Dogma angeregt wurde, und sich dann selbstständig dichterisch ausgebildet hat. Nur in Teutschland, seltener schon bei den Völkern, die mit Teutschen blutsverwandt sind, Lombarden und Franzosen, komt diese Darstellung vor, bei den andern nicht. —

Ich hätte noch viel zu sagen, muß aber abbrechen. Hoffen kann ich, nicht nur den Münster gewürdigt, sondern auch seiner Darstellung und Beschreibung angedeutet zu haben, mit welcher Freude und Liebe ich die Arbeit aufgenommen und mich bestrebt habe, zur weiteren Beurtheilung und Einsicht das Meinige beizutragen.

III. Friderich Weinbrenner. Ein Denkmal der Freundschaft von Lloyß Schreiber. Mit Weinbrenners Bildniß. Karlsruhe 1826. VI u. 106 S. in 8.

Die hier meist aus den Papieren des Verstorbenen mitgetheilten Lebensnachrichten sind dankenswerth, da sie die mühevolle Entwicklungs- und Bildungsgeschichte eines Künstlers darstellen, der nicht nur für unser Vaterland allein, sondern auch für einen größeren Kreis wichtig und merkwürdig geworden. Der Verf. geht hierauf zur Angabe der

vorzüglichsten Gebäude über, die Weinbrenner in Karlsruhe aufgeführt und fügt kurze Nachrichten, Ansichten und Urtheile bei, denen man nicht überall beistimmen kann, die man aber seiner Freundschaft für den Verstorbenen gerne zu gut hält. Der Charakter der neueren Baukunst, vorzüglich, wie sie W. ausgeübt, ist etwas für sich Bestehendes, von dessen Regel und Standpunkt aus andere Zeiten und Baustyle nicht beurtheilt werden dürfen. Der Kirchenbau, namentlich der katholische, hat etwas Traditiones, was ihn durchaus und nothwendig auszeichnet. Dieses Charakteristische verstößt dem Verf. (S. 56) gegen die reine Form, welchem Urtheil durch Verkennung des Eigenthümlichen eine Verwirrung der Begriffe zu Grunde liegt. So nennt auch der Verf. (S. 60) den gothischen Thurm bedeutsamer und origineller als die übrigen Gartengebäude der Frau Markgrävin Amalie. Bedeutsam ist er nicht, bedeutend auch nicht, originell dem, der ihn dafür hält. Das Gebäude ist freilich wie manche Brunnenstöcke im altteutschen Styl, wie der Verf. sagt, aber in welchem und wie? In diesem Style lag Weinbrenners Größe nicht, um so weniger hätte der Verf. diese Schwächen gar als Lichtpunkte herausheben sollen. Es ist so viel Räthselhaftes in der gothischen Bauart, was sich nur nach jahrelangem Studium auflöst, daß der Baumeister, der diese Formen nur zur Mannigfaltigkeit und zum Zeitvertreib anwendet, fast immer in Irthum und Widersinn verfällt.

Die drei Beilagen dieser Schrift enthalten 1) ein Verzeichniß der Gebäude und Pläne W.'s im In- und Auslande, 2) seiner Schriften und des literarischen Nachlasses, 3) seiner Schüler, alles sehr zweckmäßige und werthvolle Zugaben.

3. Celtische Alterthümer.

Die neuentdeckten Hüengräber im Breisgau. Von Dr. *Heinrich Schreiber*. Mit Abbildungen und einem Kärtchen. Freiburg. Wagner. 1826. 68 S. in gr. 8.

Zum erstenmal kommen die Hüengräber als vaterländisch hier öffentlich zur Sprache, und ihr Entdecker hat mit solcher Umsicht geforscht und den Gegenstand so allseitig und ohne Vorurtheil behandelt, daß er für künftige Fälle der Art zum Muster dienen wird. Ich finde vorzüglich für jeden zu beherzigen, was er in der Vorrede über die alterthümelsnde Liebhaberei klagt, die aufwühlt, zerstört, zerstreut ohne Ausbeute und Resultat für die Geschichte, worauf es doch allein ankommt.

Die Entdeckungen wurden im Jahr 1825 gemacht, am zahlreichsten bei dem Dorfe Ebringen, aber auch in 14 umliegenden Ortschaften sind bereits solche Gräber entdeckt worden, deren Ausdehnung also sehr groß ist. Wir wollen jedoch dem Verf. im Einzelnen folgen. 1) Die Entdeckung. Das Zinsbuch von Günthersthal v. 1344 führte so viele Hüengräber zu Wolfenweiler an, daß der Verf. da seine Nachforschungen begann, aber bald überzeugt wurde, daß die Zeit die alten Denkmäler vertilgt habe. Desio glücklich war er in dem nachbarlichen Ebringen, wo er auf dem Scharnacker den alten Hüengfriedhof entdeckte. Er geht nun 2) zu einer historischen Nachweisung über, und die vielen Stellen von ähnlichen Namen machen seinen Satz, daß Ebringen ursprünglich eine celtische Niederlassung gewesen, sehr wahrscheinlich, wie teutsch auch die jetzige Form des Namens klingen mag. Wäre der Namen ursprünglich teutsch, so dürfte in den althochteutschen Formen Eboringa, Heburinga etc. kein b sondern ein p stehen und dann wäre etwa der Namen von e pur, Eber, abzuleiten, ohne daß etwas dabei herauskäme.

3) Beschreibung der Gräber. Die Anzahl der bereits untersuchten beläuft sich auf 106, von jedem Geschlecht und Alter. Die Beschreibung bekräftigt die große Sorgfalt, womit der Verf. zu Werke gegangen und ich muß die Leser dahin verweisen. Ich will auf den einen Punkt nur aufmerksam machen, daß alle Gräber bei Ebringen von Westen nach Osten gerichtet sind. Im Christenthum ist ein solcher Gebrauch nicht gegründet, auch nicht, daß der Altar in der Kirche gegen Morgen steht, dennoch sind alle byzantinischen, alle gothischen Kirchen mit dem Chor gegen Aufgang gebaut (was die jetzige Baukunst auch glücklich vergessen hat), und die Todten liegen auf den alten Kirchhöfen mit dem Kopf gegen Westen, so daß sie gegen Osten schauen, wie sie in der Kirche knien, und daß aus demselben Grund die begrabenen Geistlichen westwärts schauen. Der teutsche und celtische Grabgebrauch in der Lage der Todten ist gleich und ich finde nur ein Volk im Alterthum, von dem dasselbe, und zwar als religiöse Sitte, erwähnt wird, die Griechen ¹⁾. Es bezieht sich dies offenbar auf irgend einen Satz der Auferstehung oder des Weltunterganges, den man in der altteutschen Religion vollkommen nachweisen kann, und hiernach in der celtischen vermuthen darf.

4) Inhalt der Gräber. Durchaus keine Spur römischen Einflusses, aber Waffen und Geräthe von solcher Tüchtigkeit und Metallkenntniß, daß sie in Erstaunen setz.

Nach der Beschreibung kommt der Verf. zu den allgemeinen Betrachtungen. Zuerst über das Volk, dem diese Gräber angehören mögen. Da kommt zuvörderst der Namen in Betracht und es mag mancher bei Hünengräbern an die Hunnen denken, sich eine Schlacht einbilden und die Leute

1) Das delphische Orakel sagt beim Plutarch im Solon, cap. 9
οὐ γοημένοι δέρονται ἐς ἡλιον δύοντα,
 als etwas rechtswidriges von den Megarenern, was auch Solon bewies. Vgl. die Ausleger zum Aelian var. hist. VII. c. 19.

begraben lassen, womit denn die Sache schnell abgethan wäre. Allerdings, aber so leicht hat sich's der Verf. nicht gemacht, und mit Recht, denn die Hünen und die Hunnen haben mit einander nichts zu thun und van der Hagens Ansicht der Sache ist vom Verf. siegreich bestritten.

Hünen sind Riesen, wie der Verf. richtig angibt. Die alten Formen dieses Wortes sind doppelt: 1) Hun, althochdeutsch im Hildebrandslied, wo man freilich sehr versucht ist, es mit Hunne zu übersetzen, dieses Hün entspricht dem altnordischen Háni und die Auflösung dieses Namens in das Neuteutsche müßte Haunen lauten, wie auch zuweilen vorkommt. 2) Die andere Form ist mittelhochdeutsch Hüne, was neuhochdeutsch in Heünen, mundartlich in Hünen aufgelöst werden muß, welches die gewöhnlichsten Bildungen sind. Das Volk Attila's heißt aber bei den früheren Geschichtschreibern des Mittelalters fast immer Chumni, die man also schon dem Laut nach nicht mit Hünen verwechseln darf.

Wer waren aber die Hünen? Celten. Und woher der Namen? Der ist aus der Luft gegriffen, selbst wenn man ihn mit Riesen übersetzt, und mit Ureinwohnern erklärt. Hünenbett und Hünengrab ist einerlei, nicht nur dem Begriff sondern auch dem Worte nach, denn das letzte ist eine halbe Uebersetzung des ersten, und dieses die teutsche Verdrehung des wälischen Wortes Huanbedd, gesprochen huenbeth (mit dem englischen th). Das heißt Sonnengrab, von huan, Sonne und bedd Grab, mit dem Nebengriff, was eine Umgebung einschließt oder darin eingeschlossen ist, was auf die Gestalt der celtischen Todrenäcker mit ihrer Einfassung richtig paßt. Hörten die alten Teutschen von den Celten den Namen huanbedd, so konnten sie ihn nach ihrer Sprache wol nicht anders als mit Hünenbeth wiedergeben, oder später, halbübersetzt, mit Hünengrab, welches denn auch geblieben ist. Im Namen liegt also schon die offenbarste Hindeutung, warum die Todten

gegen Osten schauten und warum ich behaupten konnte, daß diese ständige Sitte einen religiösen Grund habe.

Die fleißige Stellensammlung über die Celten, die der Verf. anfügt, ist auch in der Hinsicht sehr lobenswerth, daß sie andern Untersuchern, die oft die Hülfsmittel nicht haben, zum Wegweiser dienen kann, um Teutsches von Celtischem beim Nachforschen zu unterscheiden. Interessant müßten die weiteren anatomisch-physiologischen Nachweisungen über die gefundenen Schädel seyn, deren Bekanntmachung wir von Herrn Professor Schulze erwarten. Die Schlußbemerkungen stellen die geschichtlichen Ergebnisse zusammen, wobei der Verf. nur in der Altersbestimmung sich nicht zu entscheiden wagt. Die Gräber sind älter als Ariovist's Eroberung des Landes, darum haben sie nichts Römisches, darum bezeugen sie einen langen und ruhigen Wohnsitz des Volkes. Allem Anschein nach sind es Ruhestätten der ältesten Helvetier, deren Zeit wir nur in so weit bestimmen können, daß sie schon um das Jahr 70 vor Christus vorhanden seyn mochten.

Ich füge dieser Anzeige noch die vorläufige Nachricht bei von Hümngräbern, die im Unterlande bekannt geworden. Die bedeutendsten sind wol bei Einsheim, worauf mich zuerst mein Zuhörer, Herr Zollikofer von Altenklingen aufmerksam machte und die ich seitdem durch die gefällige Anweisung des Herrn Försters Lauman in Rohrbach zu sehen bekam. Vier Hügel liegen auf dem Bergkamm, östlich der Elsenz, ein sehr großer und drei kleine mit ziemlicher Höhe und kleiner Grundfläche. Bedeutender sind aber die zehn andern Hügel auf der Westseite der Elsenz. Viere davon sind sehr groß, die sechs übrigen an Höhe geringer, an Umfang gleich, alle nah beisammen, auf der Wasserscheide der Anglach und Elsenz. Ich hoffe die bedeutendsten mit Erlaubniß der Behörden öffnen zu lassen und von dem Erfolg in diesem Archive Nachricht zu geben.

4. Zur Literaturgeschichte.

Ein schön und anmuetig Gedicht, wie ein heidescher Künig, genant der Litower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getouft wart. Vor mer den fünfhundert Jaren, durch bruoder Hugen von Langenstein, Tütsch-Ordens Komturen uf der Mangen-Owe im Bodensee, also in Reimen gepracht, und jetzt zum erstenmal, queten Fründen ze Lust und Lieb, ans Licht gestellt durch Maister Seypen von Eppisshusen [Freiherrn Joseph von Laßberg zu Eppisshausen im Thurgau], einen farenden Schueler. Constanz, Seemüller. 1826. 48 S. in gr. 12, mit einer Wappenvignette.

Da tritt Herr Hug von Langenstein auf und zeihet mich der Vergessenheit, daß ich ihn unter den vaterländischen altteutschen Dichtern nicht aufgeführt, da ich doch selbst vor mehreren Jaren die Handschrift seiner Gedichte zu Basel durchgeblättert und mir Stellen daraus bemerkt habe. Wir wollen aber alle dem Meister Seypen danken, daß er uns mit dem alten Sängler bekant gemacht und von ihm so treffliche Nachricht gegeben, wie keiner als er gekonnt hätte. Soll ich die Einleitung ausziehen? O nein, die schöne Sage vom Langensteiner und der Tochter von Bodman muß man dort selber lesen, um überzeugt zu werden, was Hug in seinem Gedichte sagt (Bl. 289, b.)

diu werlt git nu liep, nu leit,

ir fröude scharpfez ende treit,

auf welche unglückliche Erfahrung auch der Herausgeber am Schlusse der Einleitung hingedeutet.

Hug von Langenstein lebte am Ende des 13ten Jahrhunderts und hinterließ ein Gedicht vom Leben der heiligen Martina, vom Jahr 1293, wovon eine Abschrift in der

öffentl. Bibliothek zu Basel, mit der Bezeichnung B. VIII, 27 sich befindet. Es fängt an:

Swie lüzil ich der fuoge han,
 so wil min herze nit abe gestan,
 ez welle minen tumben sin
 uf verlust ald uf gewin
 wisen, sunder minen dank;
 swie daz ich si an wizen krank ic.

und endigt mit den Versen:

und mir armen sündler sprechent
 ein guot ave Maria ze lone,
 dur daz si dort vil schone
 der himel-kunie frone
 frone mit steter frone.

Die Stellen über das Alter des Gedichtes und den Verfasser hat der Herausgeber mitgetheilt. Bei der letzten ist der Druckfehler *Senach* namen zu verbessern in: *ze nach namen* d. h. mit dem Geschlechtsnamen von Langenstein. Nur für dieses Gedicht nennt sich Hug als Verfasser. Es ist von grossem Umfang, gegen 32,480 Verse, was aber der Herausg. abdrucken liess, ist eine Erzählung, die nebst einem andern Gedichte auf das grössere in der Handschrift folgt ohne Namen des Verfassers. Jedoch vereinigen sich alle Anzeigen dahin, daß wir mit dem Herausg. den Hug auch für den Dichter dieser Erzählung annehmen dürfen.

Die kenntnisreiche Einleitung des Herausg. geht bis S. 20. Darauf folgt der Abdruck des Gedichtes von 324 Versen im alten Texte und nebensiehender neuteutscher Uebersetzung, welche sich genau an die alte Form anschliesst und mit feinem Takte die Eigenthümlichkeiten wiedergiebt. Was der Herausg. am Schlusse auf den Hug bezieht, geht nach der S. 6 mitgetheilten Stelle auf den See, und jenes ausgemalte Bild ist sicherlich vom Bodensee entnommen, dessen Natur es getreu darstellt und welche Hug täglich beobachtet konnte.

